

## 6. Literaturwettbewerb

### Island of the hunters - Auszug

Das kratzende Gefühl von Sand auf meiner Haut ließ mich wieder zu Bewusstsein kommen. Meine Augen und Lippen waren verklebt, meine Kleidung nass und kalt. Das Atmen fiel mir schwer. Mein ganzer Körper schmerzte und brannte, als hätte ich mir meine gesamte Haut aufgerieben. Vorsichtig versuchte ich, meinen Arm zu bewegen. Er fühlte sich bleischwer an, und jede Bewegung war wie in Zeitlupe. Als ich meinen Kopf hob, schüttelte mich ein heftiger Husten. Meine Lunge brannte wie Feuer, und ich spürte den knirschenden Sand zwischen meinen Zähnen. Meine angeschwollene, trockene Zunge machte es mir nur noch schwerer, Luft zu bekommen.

Ein allumfassendes Rauschen ließ mir die Ohren klingen und verursachte Kopfschmerzen. Nach einiger Zeit nahm ich das Rauschen als die eigentliche Klangkulisse meiner Umwelt wahr. Das Geräusch der am Strand brechenden Wellen, das Kreischen der Möwen und die Baumkronen, die sich sanft im Wind wiegten.

Mit zitternden Fingern wischte ich mir über meine verklebten Augen. Sie brannten fürchterlich beim Öffnen, doch nach mehrmaligem Blinzeln gewöhnte ich mich dran. Nun konnte ich langsam meine Umgebung wahrnehmen. Mit größter Mühe rollte ich meinen Körper schweratmend auf den Rücken und starrte nun nicht mehr auf den grauen Sand, sondern in den grauen Himmel, in welchem die dunklen Wolken miteinander kollidierten und vorüberzogen. Es würde sehr bald regnen, so schwer wie die Wolken aussahen. Stockend stützte ich mich auf meine Ellenbogen und sah nun auf das dunkle, weißschäumende Meer. Was war nur passiert? Warum war ich hier und nicht mehr an Bord meines Schiffes?

Aus dem Nebel meiner Benommenheit stiegen vereinzelte Erinnerungsfetzen empor. Daran, wie unser Schiff im Sturm schwankte, wie es kenterte. Die Schreie der Besatzung, als wir untergingen. Ein Schauer überlief mich bei diesen Bildern.

Ein eiskalter Regentropfen traf mich auf meine linke Wange und riss mich aus meinen Gedanken. Ließ die Schreie in meinen Ohren verstummen. Ich musste einen Unterschlupf finden, bevor der Regen zu einem Gewittersturm wurde.

Mühsam richtete ich mich auf. Meine Beine schmerzten bei dem Gewicht, das sie nun tragen mussten, und mein gesamter Körper fing an zu zittern. Sowohl vor Anstrengung als auch vor Kälte, denn meine Kleidung war komplett durchnässt und zentnerschwer. Meine Atmung ging nur noch stoßweise, und weiße Atemwölkchen schwebten vor mir in der Luft. Alles drehte sich und schwarze Punkte fingen an, vor meinem inneren Auge zu tanzen. Vor Schwäche konnte ich mich kaum auf den Beinen halten. Doch irgendwie schaffte ich es, mich wankend vom Meer zu entfernen und den Strand entlangzulaufen, bis ich ein Waldstück an dessen

Ende erkennen konnte. Ich schleppte mich dorthin und war vom stärker gewordenen Regen noch mehr durchnässt worden. Mein Fellmantel, dessen Gewicht mir schwer auf den Schultern lastete, schleifte auf dem Boden, während ich mich weiter voran quälte. Immer wieder schüttelten mich Hustenanfälle von all dem Sand in meinen Atemwegen. Meine nassen Haare klebten mir im Gesicht, und ich rieb meine brennenden Augen.

Das Dickicht war schwer zu durchqueren, vor allem mit meinem bodenlangen Mantel. Doch ich konnte ihn nicht einfach ablegen, sonst würde ich nicht lange bei diesen ungewohnten Temperaturen überleben. Ein Zittern durchlief mich, und meine Zähne fingen an zu klappern beim Gedanken daran, wie kalt es hier oben im Norden werden konnte.

Die breit gefächerten Nadelbäume hielten den Großteil des Regens ab, und so konnte ich weiterstolpern, ohne dass das Wasser meine Sicht beeinträchtigte. Außer dem lauten Rauschen des Regens waren nur die Geräusche meiner Schritte auf dem nassen Waldboden und das Knacken der Äste zu hören, die ich beim Laufen abknickte. Ich rutschte immer wieder auf feuchten Wurzeln aus und blieb an Dornensträuchern hängen, die mir meine Hose zerrissen.

Schwach wie ich war, stand mir bald der Schweiß auf der Stirn. Ich stolperte immer öfter und fiel ein paar Mal hin. Meine Handflächen und Knie fühlten sich wund an, und etwas Warmes lief an meinem Schienbein herunter. Meine Hände waren zerkratzt, und die Haut daran stark aufgeschürft.

Mein Herzschlag beschleunigte sich, als mir bewusst wurde, in was für einer schrecklichen Situation ich gelandet war. Ich war auf einer fremden Insel gestrandet, war vollkommen unterkühlt und überanstrengte mich im Regen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, wo ich hinsollte und ob hier jemand war, der mir helfen konnte.

Mit Gewalt riss ich mich aus meinen Gedanken und atmete ein paar Mal tief durch. Mein Atem sammelte sich als weißer Hauch in der Luft, und die kleinen Wölkchen beruhigten mich. Ich lugte auf meine blutigen Finger und verkrampft sie nun in meinem Mantel, damit sie aufhörten zu zittern und um das Fell enger um mich zu schlingen. Nicht dass das etwas gebracht hätte, er war schließlich klatschnass und konnte mich nicht wärmen. Schleppend ging ich weiter, achtete darauf, immer einen Schritt nach dem anderen zu tun und nicht in Panik zu verfallen, da mich meine Kraft langsam, aber sicher verließ.

Nach einigen Minuten des Gehens verfang sich mein Mantel in einem Gebüsch. Genervt stemmte ich meine Fersen in den Boden und zog mit einem Ruck am Stoff. Bevor ich meinen Fehler realisieren konnte, fühlte ich schon den matschigen Boden an meiner Seite und einen stechenden Schmerz durch meinen Körper jagen. Der Mantel war zwar wieder frei, doch ich war jetzt noch verdreckter als zuvor, und meine Rippen taten nach dem Aufprall auf den Boden höllisch weh.

Einige Sekunden erlaubte ich es mir durchzuatmen und liegen zu bleiben. Meinen geschundenen Körper überkam fast sofort eine Welle der Müdigkeit. Geschlagen entspannte ich jeden meiner vor Anstrengung schmerzenden Muskeln und ließ den Moment auf mich wirken. Die Waldluft war herb. Der charakteristische Geruch nach Tanne und Harz erfüllte die Luft zusammen mit dem Duft des Regens. Frisch und dunkel zugleich. Mein Atem ging laut

und schnell. Ich fühlte und hörte meinen Herzschlag in jedem Teil meines Körpers. Ich war vollkommen fertig und drehte mich mit letzter Kraft stöhnend auf den Rücken. Die Baumkronen schwankten mit dem Wind, und die Wolken verdunkelten den Himmel immer mehr. Es würde bald anfangen, richtig zu gewittern.

Meine Finger bekamen einen Ast voller Dornen zu fassen, und wie automatisch zog ich mich daran hoch. Dass sich die Stacheln in mein Fleisch bohrten, spürte ich kaum. Meine Hände waren bereits taub von der Kälte und unter dem Dreck auf meiner Haut konnte man meine blauen Fingernägel erahnen, welche einen Kontrast zu dem frischen, scharlachroten Blut bildeten, das mir nun in einem Rinnsal über das Handgelenk lief.

Alles drehte sich, als ich versuchte, mich wieder auf die Beine zu stellen. Nur indem ich mich an einen der Bäume lehnte, konnte ich verhindern, wieder zu Boden zu fallen.

Mein Blick fiel auf einen Felsvorsprung, unter welchem es bestimmt trocken bleiben und vor dem Gewitter geschützt sein würde.

Taumelnd ging ich einige Schritte in besagte Richtung und hangelte mich von einem Stamm zum nächsten. Ich ignorierte mein viel zu schnell schlagendes Herz, welches zu explodieren drohte und erreichte den Felsvorsprung.

Trockenes Gras wuchs dort, und es war ein geräumiger Platz. Zusätzlich konnte ich einen Großteil des Waldes sehen und dennoch war es windgeschützt. Ächzend ließ ich mich an der kalten Steinwand heruntergleiten und wickelte mich in meinen Mantel. Die Kälte des Steins und die des Bodens drängten sich durch meine Kleidung und ließen mich erschauern. Ein Blitz erhellte den dunklen Himmel und beinahe sofort folgte ein ohrenbetäubender Donnerschlag. Die Götter meinten es wohl nicht gut mit mir.

Angst ergriff mein Herz wie eine eiserne Faust und presste mir alle Luft aus der Lunge, als ein weiterer Blitz gefolgt von Donner den Himmel durchzuckte.

Ich hielt mir mit meinen zitternden Händen die Ohren zu und wiegte mich vorsichtig hin und her. Eine Melodie summend versuchte ich mich abzulenken, so wie eine Mutter es mit ihrem ängstlichen Kind macht.

In der Ferne hörte ich das Umstürzen eines Baumes, der der Wettergewalt nicht mehr standhalten konnte. Die Vibration, als er auf den Waldboden krachte, ließ mich erschauern, und Tränen stiegen in meine gereizten Augen. Meine Zähne klapperten, und ich kniff meine Augen zu, um das Blitzlicht nicht mehr sehen zu müssen.

Zusammengerollt und zitternd vor Angst ließ ich den Sturm über mich ergehen, versuchte meinen Atem so ruhig wie möglich zu halten und bemühte mich, vor Erschöpfung nicht einzuschlafen. Und so saß ich hier. Einsam und allein, erfüllt von Angst und von Kälte durchdrungen. Niemand würde nach mir suchen und niemand würde mich finden. Egal, wie sehr ich es mir auch wünschte.

Geschrieben von

Corinna Uebigau – Q11